

Kirche, Staat und Rassismus

Die südafrikanische Historikerin Dr. Esté Kotzé ist auf Einladung von Xenia von Tippelskirch, Professorin für die Geschichte religiöser Dynamiken an der Goethe-Universität und Direktorin des in Frankfurt ansässigen Institut franco-allemand de sciences historiques et sociales (IFRA-SHS), sowie der Forschungsgruppe »Religion and De-Toxification (ReTox)«, Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften.

Sie beschäftigt sich damit, wie die Niederländisch-Reformierte Kirche (DRC) in Südafrika Armut und Armenfürsorge zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Geschichte des Landes verstanden hat. „Besonders interessiert mich, auf welche Weise diese Vorstellungen eher durch größere gesellschaftliche und politische Entwicklungen geprägt wurden als durch die theologischen Grundlagen calvinistischer Wohltätigkeit“, erklärt Esté Kotzé. Sie konzentriert sich auf zwei Zeiträume: das 18. Jahrhundert am Kap unter der Niederländischen Ostindien-Kompanie (VOC) sowie die 1920er und 1930er Jahre, als der Afrikaner-Nationalismus in den Jahrzehnten vor der formellen Einführung der Apartheid 1948 zunehmend an Einfluss gewann. Esté Kotzé erläutert den Vergleich: „Was diese beiden ansonsten ungleichen Epochen in meiner Forschung verbindet, ist, dass beide von komplexen Wechselbeziehungen zwischen Kirche und Staat geprägt waren, die sich in immer wieder wandelnden gesellschaftspolitischen Vorstellungen von Armut und *race* widerspiegeln. Besonders interessiert mich, wie wohltätige Maßnahmen, die zunächst religiös und moralisch begründet wurden, allmählich Teil umfassenderer Projekte sozialer Steuerung, Wohlfahrtspolitik und rassistischer Förderung oder Trennung wurden.“ Am Kap im 18. Jahrhundert etwa übte die VOC erheblichen Einfluss auf das öffentliche und religiöse Leben aus – einschließlich der Kirchenfinanzen und Armenfürsorge. Der Zugang zu Unterstützung war daher von der Religionszugehörigkeit, der wirtschaftlichen Klasse und (im Verlauf



Esté Kotzé. Foto: Dirk Frank

des 18. Jahrhunderts) von der schrittweisen Verfestigung rassistischer Hierarchien abhängig. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts trat das sogenannte „Poor White“-Problem als wachsendes Anliegen hervor. „Weiße Armut wurde im Kontext des aufkommenden Afrikaner-Nationalismus nicht nur von Staatsmännern und Kirchenvertretern als wirtschaftliches Problem gesehen, sondern auch als Bedrohung für die moralische und soziale Zukunft Zukunfts des ‚weißen‘ Südafrikas. In den 1920er und 1930er Jahren entwickelte die DRC eine engere Partnerschaft mit dem Staat und verfolgte Wohlfahrt zunehmend systematisch und sogar ‚wissenschaftlich‘, geprägt vom Denken des Afrikaner-Nationalismus. Kurz gesagt, die sich wandelnden Ansätze der DRC in Bezug auf Armut standen in engem Zusammenhang mit veränderten Vorstellungen von *race*, Geschlecht und sozialer Zugehörigkeit“, erläutert Kotzé.

Während ihrer Zeit als Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften hat sie sich insbesondere auf das Lückhoff-Institut für psychopathische Mädchen konzentriert, das von der DRC zwischen 1925 und 1936 betrieben wurde. Diese Fallstudie biete ein besonders aufschlussreiches Beispiel für die

Schnittstellen zwischen Kirche, Staat und Vorstellungen von *race*. „Das Institut hatte das Ziel, weiße, straffällig gewordene Mädchen aus armen Verhältnissen herauszunehmen und sie zu dem zu erziehen, was die DRC als nützliche Mitglieder der Afrikaner-Gesellschaft betrachtete. Ihre Ausbildung verband christliche Ideale mit praktischer Schulung und einer stark geschlechtsspezifischen Vorstellung ihrer zukünftigen Rolle als Ehefrauen und Mütter des Afrikaner-Volkes“, sagt Kotzé. „Im weiteren Verlauf meiner Forschung hoffe ich, zeigen zu können, dass die Geschichte kirchlicher Wohltätigkeit – als ein bislang wenig erforschtes Feld der südafrikanischen Geschichtswissenschaft – wichtige Einblicke in die langfristigen historischen Wurzeln des südafrikanischen Wohlfahrtssystems geben kann. Zudem möchte ich herausarbeiten, wie rassifizierte und geschlechtsspezifische Vorstellungen von ‚Wertigkeit‘ schon lange vor der formellen Einführung der Apartheid Einfluss auf soziale Inklusion und Exklusion hatten.“

Welche Rolle spielt für die Historikerin, die sich mit der Geschichte eines Landes mit kolonialer Vergangenheit beschäftigt, der postkoloniale Diskurs? Haben sich dadurch neue Forschungsfragen ergeben, und verändert dies auch ihr Selbstverständnis als Historikerin? „Die südafrikanische Geschichtsschreibung ist natürlich tiefgreifend von den historischen Erfahrungen mit Kolonialismus, Sklaverei und Apartheid geprägt. Diese Geschichte hat Historikerinnen und Historiker dazu veranlasst, darüber nachzudenken, wessen Stimmen traditionell im historischen Diskurs berücksichtigt wurden, welche marginalisiert wurden und wie das Erbe der Institutionen aus der Kolonialzeit und der Apartheid-Ära weiterhin die Art und Weise beeinflusst, wie wir Geschichte schreiben. Diese Reflexion ist ein wesentlicher Bestandteil eines kritischen Umgangs mit der Produktion historischen Wissens“, erklärt Kotzé. Es gehe darum, führt sie aus, Fragen zu den verwendeten Quellen, den gewählten Kategorien und den möglicherweise fehlenden Perspektiven im Archiv zu stellen. Ebenso wichtig sei es, aufmerksam für die

institutionellen und intellektuellen Kontexte zu sein, in denen historisches Wissen entstanden ist. Südafrikanische Historikerinnen und Historiker hätten sich schon lange mit grundlegenden Fragen zu Sklaverei, Kolonialismus und Apartheid auseinandergesetzt. „Ich denke jedoch, dass eine der produktivsten Entwicklungen die zunehmende Bereitschaft ist, das Handwerk der Geschichtswissenschaft selbst kritisch zu hinterfragen. Anstatt einfach nur eine dominante Erzählung durch eine andere zu ersetzen, sollten wir uns fragen, wie unterschiedliche und manchmal konkurrierende Erfahrungen miteinander ins Gespräch gebracht werden können. Das ist besonders relevant für meine eigene Forschung, die sich auf die Kolonialzeit und die Jahrzehnte vor der Apartheid sowie auf Siedlergemeinschaften und ihre Nachkommen konzentriert. Postkoloniale Ansätze haben mich dazu ermutigt, neue Fragen an diese Gemeinschaften zu stellen: nicht nur, wie sie historische Ereignisse erlebt haben, sondern auch, wie ihre Identitäten, Institutionen und ihr Verständnis von Gesellschaft im Verhältnis zur kolonialen Macht und zu Menschen, die von diesen Strukturen ausgeschlossen waren, konstruiert wurden. Das verlangt von mir, über die dominanten Stimmen in meinen Quellen hinauszuschauen und zu überlegen, was deren Schweigen uns möglicherweise verrät.“

Wie blickt sie auf ihre Zeit am Forschungskolleg Humanwissenschaften zurück, was hat sie als besonders fruchtbar erlebt? „Die Kombination aus der unterstützenden Struktur des Kollegs, der Zeit für konzentriertes Arbeiten und vor allem den Menschen, denen ich hier begegnet bin, hat das Fellowship zu einer besonders bereichernden Erfahrung gemacht. Es hat mir nicht nur ermöglicht, meine eigene Forschung voranzubringen, sondern mich auch daran erinnert, wie wichtig intellektueller Austausch und kollegiale Gespräche für wissenschaftliches Arbeiten sind – etwas, das in zunehmend abgeschotteten universitären Strukturen oft verloren geht“, erklärt Esté Kotzé. df